

«Es gibt runde Sachen, die man werfen kann.»

Das Grundbedürfnis, Neues verstehen zu wollen, ist ganz tief in uns verankert. Prof. Dr. Claudia Roebbers, Leiterin der Abteilung Entwicklungspsychologie der Universität Bern, erzählt im Gespräch, warum das Explorationsverhalten uns ein Leben lang auf Trab hält. Interview: Susanna Valentin

Der Mensch ist ein soziales Wesen, möchte dazugehören und Teil einer Gruppe sein. Woher kommt dieser Wunsch?

Nach heutigem Stand gehen wir davon aus, dass dieser Wunsch evolutionsbiologisch ganz tief in uns verankert ist. Wir sind in dieser Hinsicht Säugtieren sehr ähnlich, auch bei ihnen ist diese Anlage sichtbar. Allerdings dauert bei keiner anderen Spezies das Aufwachsen so lang, wie beim Homo sapiens. Die Menschheit hat eine komplexe kulturelle Weiterentwicklung durchgemacht, die uns von der Tierwelt unterscheidet. Nur schon die Aneignung unserer Sprache braucht Zeit.

Hat dieses Aufwachsen Platz in unserer schnellebigen Zeit? Im letzten Jahrhundert hat sich einiges geändert im Hinblick auf die Kindheit. In der Industrialisierung waren Kinder noch lästig, bis sie in den Arbeitsprozess eingebunden werden konnten. Heute wird das Aufwachsen als eine wichtige Phase gesehen, in der der Exploration – also dem Erforschen der Umwelt – Platz eingeräumt wird.

Wie erforscht ein kleines Kind seine Umwelt? Ein Beispiel: Das Kind wirft einen Ball durch das Zimmer, danach ein Ei. Dabei stellt es fest, dass es runde Sachen gibt, die man werfen kann, und andere, bei der die Mama plötzlich ganz aufgeregt wird. Es merkt: Da passieren unterschiedliche Dinge. Diese Erkenntnis nimmt das Kind in sein Repertoire auf und arbeitet damit weiter.

Ein schönes Bild. Haben Sie weitere Beispiele? Klar! Das Kind sieht einen Schmetterling, der fliegt. Dann beobachtet es einen Vogel im Vorgarten, der auch fliegt, aber Körner pickt. Hoch am Himmel fliegt ein Flugzeug, das hoffentlich nicht im Vorgarten landet. Das Kind verbindet diese Erkenntnisse miteinander, es beobachtet oder erlebt etwas, das nicht mehr in sein bisheriges Wissensschema über Dinge, die fliegen, passt. Es möch-

te versuchen, das zu verstehen. Das menschliche Grundbedürfnis, neue Dinge in ein kohärentes Gesamtbild zu bringen, ist der Motor, der Entwicklung vorantreibt.

Welche Voraussetzungen braucht es dafür? Natürlich braucht es motorische Fähigkeiten, um die Umwelt zu explorieren. Sprache und Erklärungen, um sich auszutauschen, und natürlich stabile Bindungen zu Bezugspersonen, um sich die Welt anzueignen. Das Explorationsverhalten lässt sich aber nicht auf die Kindheit beschränken. Der Motor, Neues verstehen und einordnen zu wollen, kann uns das ganze Leben antreiben.

Nicht alle Menschen sind gleichermassen interessiert, Neues zu entdecken. Warum? Das hängt auch vom «need for cognition» ab, dem «Bedürfnis nach kognitiver Beanspruchung». Dieses unterscheidet sich von Mensch zu Mensch, und darin unterscheiden sich bereits Kinder. Im Bedürfnis, sich weiterzuentwickeln, liegen individuelle Unterschiede. Sonst gäbe es auch keine Forscher wie Albert Einstein. Die intrinsische Motivation ist entscheidend.

Kinder sollen «dort abgeholt werden, wo sie stehen», wird oft gesagt. Gilt das auch für ihr Explorationsverhalten? Ach, ich mag diese Phrase nicht so. Sie ist mir ein bisschen zu einfach und zu unspezifisch, obwohl der Ansatz natürlich stimmt. Auch, was die Exploration betrifft. Es gilt, dort anzuknüpfen, wo Kinder bereits Wissens- oder Erfahrungsstrukturen haben. Sie müssen an etwas ansetzen können, das sie schon kennen. Gehe ich zum Beispiel mit einem/einer Zweijährigen in ein Archäologiemuseum, kann er/sie meist nichts damit anfangen. Weil alles zu abstrakt ist, gibt es keine An-





© Jürgen Siegl | adobe.com

knüpfungspunkte. Auf dieser Grundlage entsteht auch keine Neugierde.

Wann ist der richtige Zeitpunkt? Dann, wenn das Kind bereits einen Erfahrungswert mitbringt. Ein Zweieinhalbjähriges hat vielleicht schon ein Bilderbuch gesehen, in der eine Giraffe vorkommt. Diese hat es aber noch nie in voller Grösse erlebt, so, wie es sie nun zum Beispiel im Museum sieht. Dort kann es das Bild mit der echten Grösse verknüpfen, so gewinnt es mehr Wissen zu einem bereits bekannten Objekt. Und so geht das immer weiter.

Wo kann dieser Wissensaufbau beginnen? Natürlich muss man irgendwo irgendwann anfangen. Stellen wir uns vor, das Kind bäckt zum ersten Mal Plätzchen. Zwei Optionen sind möglich: Entweder ich lasse das Kind einfach ausprobieren, oder aber es gibt die «guided participation», die gelenkte Partizipation, bei der eine erfahrene Person das Kind dabei begleitet, Neues auszuprobieren.

Wenn etwas zu weit weg ist vom Erfahrungsstand des Kindes, braucht es demnach jemanden, der: die neue Dinge ein bisschen strukturiert. Stellen Sie sich vor, Sie werden plötzlich in die Mitte von Tokio katapultiert. Da sind Sie doch auch froh, wenn Ihnen jemand einen Stadtplan in die Hände drückt oder Ihnen zumindest das Zeichen für U-Bahn zeigt. Das kann für ein Kind eine vergleichbare Situation sein.

Wie wichtig ist es in diesem Prozess für Kinder, Erfolgserlebnisse zu haben? Natürlich ist es wichtig, immer wieder ein positives Erlebnis zu haben, um motiviert zu bleiben. Aber, ganz wichtig: Fehler gehören auch dazu! Versuchen Kinder, die Welt zu verstehen und Teil davon zu werden, müssen sie auch Dinge ausschliessen und merken, wie man es eben nicht machen soll. Von der Schaukel zu fallen oder sich das Knie aufzuschürfen, ist Teil davon.

Ist es nicht Aufgabe der Erwachsenen, diese Risiken

zu minimieren? Dann, wenn es wirklich gefährlich sein kann, natürlich. Durch zu grosse Vorsicht kann aber auch ganz viel an Erfahrung verhindert werden. Heute wachsen Kinder oft in einem sehr, sehr, sehr sicheren Rahmen auf. Oder ihnen werden Aufgaben so gestellt, dass sie auf keinen Fall zu schwierig sind.

Nicht so einfach, das richtige Mass zu finden, oder? Ja, das ist das Schwierigste! Es gilt, den Kindern auch als pädagogische Fachkräfte wie Spielgruppenleitende wieder genau das Richtige zuzutrauen. Ist zum Beispiel ein Puzzle zu klein, ist das Kind sofort fertig und hat nichts gelernt. Ist es zu gross, ist es eine Überforderung. Es gilt, die Kinder immer wieder zu beobachten, um das richtige Mass zu finden. Eine Aufgabe darf herausfordernd sein. Es hilft niemandem, dauernd in Watte gepackt zu werden. Aber diese Gratwanderung ist für alle Beteiligten herausfordernd.

Welche Rolle spielen die Eltern dabei? Eltern haben den grössten Einfluss auf die Entwicklung ihrer Kinder. Sie sind zentral, wenn es darum geht, dass Exploration für das Kind möglich wird. Heutige Eltern sind schnell verunsichert, etwas falsch zu machen. Mütter und Väter brauchen Sicherheit, damit sie ihr Kind ausprobieren lassen können.

Wie können sie dabei unterstützt werden? Sie können zum Beispiel in die Spielgruppe eingeladen werden, damit sie sehen, was dort möglich ist und wie Kinder die Umgebung entdecken können. Imitationslernen ist auch bei Eltern möglich, vielleicht übernehmen sie ein paar Ideen für zu Hause. Ausserdem hilft Psychoedukation: über den Erziehungsstil reden, Elternabende veranstalten. Erklären, warum Wert daraufgelegt wird, dass das Kind gefordert, aber nicht überfordert wird.

Fachpersonen und Eltern müssen also wieder Vertrauen in die Natur des Kindes gewinnen. Vielleicht hilft es, an eine kleine Hundewelpen zu denken, die auch mal einen Purzelbaum macht. Einfach, weil sie noch so tapsig ist. Kinder dürfen auch ein paar Purzelbäume schlagen, bis sie etwas können.



Foto: zsg

Prof. Dr. Claudia Roebers

ist Leiterin der Abteilung für Entwicklungspsychologie, Ordinaria für Psychologie und selbst begeisterte Dozentin an der Universität Bern. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf den Exekutivfunktionen, der Selbstregulierung, metakognitiven Prozessen und dem Zusammenspiel zwischen der motorischen und der kognitiven Entwicklung.